

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Diogenes Taschenbuch 24339



Evelyn Waugh

Helena

Roman

*Aus dem Englischen von
Peter Gan*

Diogenes

Titel der 1950 bei
Chapman & Hall, London,
erschienenen Originalausgabe: ›Helena‹
Copyright © 1950 by Evelyn Waugh
Der Roman erschien im Diogenes Verlag
erstmalig 1988 als Diogenes Taschenbuch
Die Übersetzung wurde für die
vorliegende Ausgabe durchgesehen
Umschlagfoto: Earl of Carnarvon,
›The Offering‹, um 1915 (Ausschnitt)
Copyright © Royal Photographic Society /
National Media Museum /
Science & Society Picture Library

Für Penelope Betjeman

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 2016
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2016
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
30/16/36/1
ISBN 978 3 257 24339 0

Am Hof

Es war einmal vor vielen, vielen Jahren, noch ehe all die Blumen einen Namen hatten, die unten am Fuß der regengepeitschten Mauern im Wind schaukelten, eine Prinzessin; sie saß oben am Fenster, und ein Sklave las ihr eine Geschichte vor, die schon damals uralt war. Oder, um es ganz nüchtern zu sagen: An einem nassen Nachmittag an den Nonen des Mai, im Jahr des Herrn 273 (wie spätere Berechnungen ergaben), blickte in der Stadt Colchester die rothaarige jüngste Tochter Coels, des Königs der Trinovanten, Helena mit Namen, in den Regen hinaus, während ihr Lehrer ihr aus einer freien Wiedergabe der *Ilias* vorlas.

Hier im entlegenen Winkel der Festung bildeten die beiden ein ungleiches Paar. Die Prinzessin war schlanker und größer, als es der damalige Geschmack verlangte. Ihr Haar, das in der Sonne bisweilen golden schimmerte, sah in dem düsteren Heim meist wie mattes Kupfer aus. In den Augen lag eine knabenhafte Schwermut: Es war die halb unwillige, halb zerstreute und doch leicht ehrfürchtige Stimmung einer britischen Heranwachsenden bei der Lektüre der Klassiker. In manchen Epochen der künftigen siebzehn Jahrhunderte hätte sie als Schönheit gegolten, aber sie war zu früh geboren und hieß bei ihren eigenen Leuten die »Reizlose«.

Ihr Lehrer war zwiespältig, da sie ihm gleichzeitig seine niedere Stellung und seine lästigen, täglichen Pflichten zu Bewusstsein brachte. Er hieß Marcias und stand in der Blüte dessen, was man seine Männlichkeit nennen könnte: Dunkle Haut, schwarzer Bart, Adlernase und heimwehkranken Augen zeugten von seiner exotischen Herkunft, und sein chronischer Schnupfen protestierte winters wie sommers gegen seine Verbannung. Die Tage der Jagd waren sein Trost; dann war die Prinzessin von früh bis spät unterwegs, und er konnte als alleiniger Herrscher des Schulzimmers seine Briefe schreiben. Sie waren sein Leben: Ihre elegante, esoterisch-spekulative und rhapsodische Prosa durchmaß die ganze Welt von Spanien bis nach Bithynien, als freier Rhetoriker bis zum höfischen Gelegenheitsdichter. Man sprach viel über diese Briefe, und Coel erhielt mehrere Angebote auf ihren Verfasser. Er war einer der jüngeren Intellektuellen, aber hierher hatte ihn das Schicksal verschlagen, in dieses ständige Wind- und Regenwetter als Sklave eines geselligen kleinen Königs und täglicher Begleiter eines jungen Mädchens. Es war nichts Unschickliches an dieser Verbindung; denn in seiner Kindheit ließ eine frühe und vorübergehende Vorliebe fürs Ballett Marcias für den östlichen Markt geeignet erscheinen, und er war vom Wundarzt einer entsprechenden Operation unterzogen worden.

»Und sogleich vergoss Helena mit den weißen Armen, die schöne unter den Frauen, eine Träne, hüllte ihr Gesicht in weißschimmerndes Leinen und eilte zum Skäischen Tor, begleitet von ihren Dienerinnen, Aithre, des Pittheus Tochter, und der kuhhängigen Klymene. Glaubst du, ich lese das zu meinem eigenen Vergnügen?«

»Es ist nur wegen der Fischer«, sagte Helena, »sie kommen gerade vom Meer herauf zu dem Fest heute Abend. Sie haben körbeweise Austern dabei. Verzeihung; lies weiter vor über die kuhäugige Klymene.«

»Dort aber saß nun Priamus unter den Ältesten der Stadt und sprach: ›Kein Wunder, dass die Troer und Griechen in Waffen liegen wegen Prinzessin Helena. Sie gleicht fürwahr einer Göttin von Ansehn! Komm her, liebes Kind, und setz dich zu mir. Du trägst keine Schuld; den Göttern haben wir es zu verdanken.«

»Priamus ist entfernt mit uns verwandt, weißt du.«

»Das habe ich des Öfteren von deinem Vater vernommen.«

Von diesem geschützten Raum aus konnte man an einem klaren Tag das Meer sehen, aber jetzt verlor sich die Weite im Nebel, der sich direkt vor ihren Augen über Moor und Weideland, Villen und Hütten zusammenschloss, und über den Bädern, die der General und sein Gast vor kurzem betreten hatten. Er füllte den Graben und erklimmte die Wände unter ihr. Nicht zum ersten Mal dachte Helena an Tagen wie diesen – denn solche Tage waren im hellen Frühling durchaus nicht ungewöhnlich –, dass die Stadt auf dem Hügel, der sich so bescheiden aus dem Moor erhob, gerade so gut über den Wolken in den windumtosten Bergen stehen und diese gedrunghenen Zinnen einen endlosen Meerbusen überblicken könnten; und während sie mit halbem Ohr der Stimme hinter sich lauschte – *Denn sie wusste nicht, dass ihre leiblichen Brüder in Sparta unter der Erde ruhten, in ihrem eigenen Land, unter der Leben spendenden Erde* –, meinte sie beinahe einen Adler aus der weißen Leere unter ihr emporsteigen zu sehen.

Dann verzog sich die Bö, der Nebel brach wieder auf und holte sie auf die Erde, die ein paar Meter unter ihr wieder sichtbar wurde, zurück. Nur die steinerne Kuppel der Bäder blieb vernebelt, gefangen in den eigenen Ausdünstungen von Dampf und Rauch. Wie nah sie doch dem Boden waren!

»Waren die trojanischen Mauern höher als unsere in Colchester?«

»O ja, ich glaube schon.«

»Viel höher?«

»Sehr viel höher.«

»Hast du sie gesehen?«

»Sie wurden damals gänzlich zerstört.«

»Ist nichts mehr davon übrig, Marcias? Nichts, das noch daran erinnert, wo sie standen?«

»Es gibt eine moderne Stadt, in die die Touristen strömen. Die Fremdenführer dort zeigen einem alles, was man sehen möchte – die Gruft des Achilles, Paris' geschnitztes Lager, den Holzfuß des großen Pferdes. Aber von Troja selbst ist nichts geblieben als Poesie.«

»Ich kann mir nicht vorstellen«, sagte Helena mit Blick auf das grobe Mauerwerk, »wie sie jemals eine ganze Stadt zerstören konnten.«

»Die Welt ist uralte, Helena, und voller Ruinen. Hier, in einem jungen Land wie Britannien, kann man sich das kaum vorstellen; im Osten aber gibt es endlose Sandhaufen, die früher einmal große Städte waren. Man sagt, sie bringen Unglück, selbst die Nomaden meiden sie aus Angst vor Geistern.«

»Ich hätte keine Angst«, sagte Helena. »Warum graben

die Leute nicht? Etwas von Troja muss doch noch unter der Touristenstadt vorhanden sein. Wenn meine Bildung abgeschlossen ist, werde ich hinfahren und das wirkliche Troja finden – Helenas Troja!«

»Unzählige Geister gibt es dort, Helena. Die Dichter haben jene Helden nie in Frieden ruhen lassen.«

Der Sklave beugte sich wieder über das Manuskript, aber ehe er die Lektüre von neuem aufnehmen konnte, fragte Helena:

»Marcias, glaubst du, dass Rom jemals zerstört werden könnte?«

»Warum nicht?«

»Hoffentlich nicht – jedenfalls nicht so bald. Nicht ehe ich Gelegenheit hatte, hinzufahren und es mir anzusehen ... Weißt du, dass ich noch nie jemanden getroffen habe, der in der Ewigen Stadt war?«

»Seit den Unruhen fahren nur wenige von Gallien nach Italien.«

»*Ich* werde eines Tages hinfahren. Die gefangenen Barbaren kämpfen im Kolosseum gegen Elefanten! Hast du je einen Elefanten gesehen, Marcias?«

»Nein.«

»Sie sind so groß wie sechs Pferde.«

»So sagt man.«

»Eines Tages, wenn ich meine Bildung abgeschlossen habe, werde ich mir alles selber ansehen.«

»Mein Kind, niemand weiß, wohin er geht. Einst hoffte ich nach Alexandria zu ziehen, wo ein Freund von mir wohnt, ein hochgelehrter Mann, den ich nie gesehen habe. Wir hätten uns so viel zu sagen, was sich nicht schreiben

lässt. Eigentlich hätte das Museion mich kaufen sollen. Stattdessen wurde ich in den Norden verschickt und in Köln an den unsterblichen Tetricus verkauft, der mich dann hierherschickte als Geschenk für deinen Vater.«

»Vielleicht lässt Papa dich frei, wenn ich ausgelernt habe.«

»Er spricht manchmal davon – nach dem Essen. Aber was ist Freiheit, die man geben und nehmen kann? Die Freiheit, ein Soldat zu sein, den man hierhin und dorthin kommandiert, bis ihn zu guter Letzt die Barbaren in einem Sumpf oder einem Wald niedermetzeln? Oder die Freiheit, ein Vermögen anzuhäufen, so groß, dass dann der unsterbliche Kaiser eifersüchtig wird und es durch seinen Scharfrichter beschlagnahmen lässt? Ich habe meine eigene, geheime Freiheit, Helena. Was könnte dein Vater mir mehr geben?«

»Zum Beispiel eine Reise nach Alexandria, um deinen hochgelehrten Kumpanen zu besuchen.«

»Der Geist eines Menschen ist keinem Gesetz untertan. Niemand kann sagen, wer freier ist: ich oder der unsterbliche Kaiser.«

»Manchmal glaube ich«, sagte Helena, die ihren Lehrer frei im Äther schweben sah, in dessen Kälte es ihm behagte –, »manchmal glaube ich, dass es zu den Zeiten von Helena sehr viel angenehmer war, ein Unsterblicher zu sein als heutzutage. Weißt du, was aus dem unsterblichen Valerian geworden ist? Papa hat es mir gestern Abend erzählt und sich köstlich darüber amüsiert. Sie haben ihn *in Persien* öffentlich zur Schau gestellt – *ausgestopft*.«

»Vielleicht«, sagte der Sklave, »sind wir alle unsterblich.«

»Vielleicht«, meinte die Prinzessin, »sind wir alle Sklaven.«

»Manchmal, mein Kind, machst du erstaunlich kluge Bemerkungen.«

»Marcias, hast du den neuen Stabsoffizier gesehen, der aus Gallien gekommen ist? Ihm zu Ehren gibt Papa heute Abend das Bankett.«

»Alle sind wir Sklaven – der Erde, ›der Leben spendenden Erde‹. Man redet jetzt viel von einem ›Weg‹ und einem ›Wort‹, einem Weg der Läuterung und einem Wort der Erleuchtung. In Antiochia soll das zurzeit die große Mode sein, wie ich höre; dort unterrichten jetzt über zwanzig echte indische Weise eine neue Art zu atmen.«

»Er sieht sehr blass und ernst aus. Sicher ist er in einem sehr geheimen, wichtigen Einsatz hier.«

Währenddessen beschäftigten den Heeresführer in den Dampfbädern ähnliche Gedanken, wenn auch mit weniger Muße. Der kräftig schwitzende General war, abgesehen von den zahlreichen Narben, die von seinem Dienst an der Grenze zeugten, am ganzen Leibe krebsrot. Sein zäher, alter Körper hatte allerlei mitgemacht; hier fehlte ein Finger, dort eine Zehe, und anderswo war eine Sehne zerhauen. Das Gesicht unter dem tropfenden Kahlschädel hatte jedoch den unschuldig verwunderten Ausdruck der Jugend behalten. Ihm gegenüber lag im heißen Zwielflicht wie eine Leiche im Totenhaus Constantius, genauso bleich, wie er hereingekommen war, feucht, weiß und drahtig, und stellte Fragen über Fragen. Das tat er seit seiner Ankunft vor zwei Tagen: ehrerbietig, wie es sich für einen jüngeren Offizier schickte, und nachdrücklich wie jemand, der ein Recht auf Auskunft hatte. Es waren treffende, heikle Fragen zu Din-

gen, die, wenn sie überhaupt zwischen einem älteren und einem jüngeren Offizier zur Sprache kamen, vom General hätten aufgebracht werden sollen.

»Ein Skandal, was da mit dem göttlichen Valerian geschah«, sagte der Heeresführer, um der Unterhaltung eine allgemeinere Wendung zu geben.

»Durchaus skandalös.«

»Erst ein Trittstein, dann ein Fußschemel, und jetzt eine Kleiderpuppe, gehäutet, gegerbt und mit Stroh ausgestopft, schaukelt sie vom Dachbalken, damit die Perser ihren Spaß damit treiben. Ich habe die ganzen Einzelheiten erst gestern erfahren.«

»Die Folgen für unser Ansehen im Fernen Osten sind katastrophal«, sagte Constantius. »Ich war letzten Winter in Persien, wo ziemlich dicke Luft herrschte. Glauben Sie, dass die Sache, wenn sie sich herumspricht, Einfluss auf die Grenzlegionen haben könnte, zum Beispiel auf die Zweite Augustäische Legion? Wie steht's überhaupt mit denen?«

»Ausgezeichnete Männer. Würden den Persern zu gerne eins auswischen. Die würden's denen zeigen!«

»So? Meinen Sie? Sehr interessant. Wir hatten ziemlich beunruhigende Berichte über die Zweite Augustäische Legion. War da nicht im November irgendetwas wegen der Winterquartiere im Gange?«

»Nein«, sagte der General.

»Nun, ich glaube, wir können die Perser getrost dem unsterblichen Aurelian überlassen.« Constantius erhob sich von seiner Marmorplatte. »Wir sehen uns nachher im Tepidarium wieder, Herr General.«

Der General grunzte und legte sich auf den Bauch. Er

war froh, den Burschen los zu sein, ärgerte sich aber über die Art, wie er sich verabschiedet hatte. Als er unter dem göttlichen Gordianus ins Heer eingetreten war, hatten die jüngeren Offiziere ihren Vorgesetzten mehr Achtung gezeigt oder was zu hören bekommen.

»Ich könnte schwören, dass der Bursche was im Schilde führt«, dachte der General bei sich und fühlte sich keineswegs behaglich, obwohl dies die behaglichste Stunde des Tages war, wo sich nach alter Gewohnheit der Verdross des Fleisches löste und weggewaschen wurde; wo die steifen alten Muskeln sich entspannten und er tief im Inneren die Verdauungssäfte in froher Erwartung des Abendessens auf Neue strömen fühlte.

Constantius' Papiere waren in Ordnung; sie trugen das Siegel des Tetricus und wiesen ihn als Verbindungsoffizier auf einer der üblichen Provinzreisen aus.

»Provinzreise, von wegen«, dachte der General. »Wer ist dieses ›Wir‹, das so viel weiß und noch viel mehr wissen möchte? Sicher nicht Tetricus, oder man soll mich einen Pikten nennen«, dachte der General. »Woher wissen ›wir‹ denn so viel von der peinlichen Geschichte der Zweiten Augustäischen Legion bei Chester?« Der General klatschte in die Hände, und der Sklave brachte das für ihn bereitstehende Getränk, das er immer um diese Stunde zu sich nahm: kaltes, keltisches Bier, mit Ingwer und Zimt gewürzt, so wie der General es ihnen beigebracht hatte. Dadurch reizte und stillte es den Durst zugleich. Der General tat einen tiefen Zug und rieb sich die alten Hüften.

Als er schließlich ins Tepidarium hinüberging, war Constantius gerade mit seiner Massage fertig.

»Ich erwarte Sie im Frigidarium«, sagte er und tauchte in das kalte Wasser: nicht mit viel Gespritze und Gepruste wie der General, sondern ruhig und bestimmt stieg er Stufe um Stufe hinab wie zu einer religiösen Reinigung, worauf er sich dann in die heißen Badetücher wickelte und gemessen zu seinem Lager in der Halle ging, als schritte er im Festgewand zum Altar.

Der Sklave kannte jede Stelle am Leib des Generals, trotzdem vollzog sich die Nachmittagsmassage fast nie ohne ein stattliches Register von Flüchen. Heute war der General gereizt, aber still. Er planschte nur kurz in dem kalten Wasser und schritt dann entschlossen zu der Bank neben Constantius. Er wusste jetzt, was er wollte. Er wurde mit einer Frage empfangen, noch ehe er sich völlig ausgestreckt hatte.

»Sagen Sie bitte, dieser Coel, bei dem wir heute Abend essen – was ist das eigentlich für einer?«

»Das werden Sie schon selber sehen. Er ist nicht übel. Vielleicht fehlt es ihm manchmal an Ernst.«

»Spielt er eine Rolle in der lokalen Politik?«

»Politik«, meinte der General, »Politik.« Und nach einer Pause sagte er, was er sich überlegt hatte, als er allein im Tepidarium lag. »Sie werden sehen, dass Britannien sich in einer Zeit des Wohlstands befindet, mehr als jede andere Provinz des Imperiums. Der Grund dafür ist meiner Ansicht nach, dass wir hier keine Politik machen. Wir gehören zu Gallien und bekommen von dort unsere Befehle –, und wenn es zu viele werden, vergessen wir sie ganz einfach. Posthumus, Lollianus, Victorinus, Victoria, Marius, Tetricus – wir machen da keinen Unterschied.«

»Glauben Sie, dass Tetricus nennenswerte Anhänger hat unter den ...?«

»Einen Augenblick, junger Mann, ich bin noch nicht fertig. Ich bin mein ganzes Leben lang Regimentssoldat gewesen, bis ich hierhin versetzt und außer Dienst gestellt wurde. Ich habe mich nie um Politik, Geheimdienst oder Sondereinsätze gekümmert. Sie haben mir in diesen beiden Tagen eine Menge Fragen gestellt, ich Ihnen aber keine einzige, weder was Ihre Person betrifft noch den Zweck Ihres Aufenthalts. Ihren Papieren zufolge gehören Sie dem Stab des Tetricus an; das genügt mir vollkommen. Wie ich Ihnen schon sagte, habe ich mich nie für den Geheimdienst interessiert, und jetzt ist es dafür zu spät. Aber noch bin ich kein völliger Dummkopf. Erlauben Sie mir, Ihnen einen kleinen Rat zu geben. Wenn Sie sich wieder einmal als Stabsmitglied von Tetricus ausgeben wollen, prahlen Sie lieber nicht mit Reisen in Persien; und wenn Sie mich glauben machen wollen, Sie kämen von Köln, dann wählen Sie sich Ihren persönlichen Diener nicht gerade aus einer Legion, die seit nunmehr fünfzehn Jahren an der Donau stationiert ist.

Und wenn Sie einem alten Mann seine Gebrechen nicht verübeln wollen, schlage ich nun vor zu schlafen.«